

Quelle

Datum

JOSEF JOFFE

# Mister Jerusalem

L. P. Ehr

Bürgermeister Teddy Kollek -

Träger des Friedenspreises

des Deutschen Buchhandels 1985

Alle reden vom Frieden; Teddy Kollek macht ihn - jeden Tag und seit bald 20 Jahren. Hat er Lamm und Löwe zusammengespannt, auf daß sie sich - wie es ein Uralt-Bestseller aus der Gegend verheißt - gemeinsam niederlegen? Auch in Kolleks Jerusalem trennt sie immer noch ein kräftiges Stahlgitter. Ein Wunder ist es trotzdem, daß die „Hochgebauete“ kein zweites Belfast oder Beirut geworden ist, denn in dieser Stadt verkeilen sich heute - wie seit 4000 Jahren - alle nennenswerten Konflikte des Nahen Ostens.

Die etwas jüngere Überlieferung berichtet von den israelischen Fallschirmjägern, die dem Bürgermeister nach Eroberung der (jordanischen)

Altstadt im Sechs-Tage-Krieg von 1967 zuriefen: „Teddy, wir haben dir eine schöne große Stadt vermacht.“ - „Ja, und ein schönes großes Kopfweh dazu“, schoß Kollek zurück und stapfte weiter über die alte Demarkationslinie hinweg, um sich seinen neuen Amtsbereich zu erschreiten.

Die Dauermigräne ist eine Stadt, mit der verglichen die sogenannten unregierbaren Städte dieser Welt, etwa New York oder Sao Paulo, als bürgermeisterliche Kurheime der Luxusklasse erglänzen. Die drei großen Religionen der Stadt huldigen zwar alle dem einen und einzigen Gott, aber sie tun es mit der brüderlichen Verbunden-

heit, die einst das Geschwisterpaar Kain und Abel auszeichnete. Die „Hochgebauete“ lebt zwar seit 1967 unter einem politischen Dach, doch trägt ein Drittel der Bevölkerung von 440 000 jordanische Ausweise. Die 14 000 Christen zerfallen in gut 30 Konfessionen und Sekten, die 315 000 Juden - ein Mosaik, das zwei Jahrtausende Diaspora widerspiegelt: Orthodoxe, Super-Orthodoxe und solche, die den jüdischen Staat gar als gottelästerliche Versündigung gegen den Messias bekämpfen; Ungläubige und Halbreliigiöse; Juden westlicher und Juden orientalischer Herkunft.

Jerusalem scheint nur nebenbei als Hauptstadt Israels zu fungieren; das zeigt allein die politische Geographie, die dem Regierungsviertel einen Platz in den westlichen Ausläufern der Stadt angewiesen hat. Trotz des modernen Überbaus - einer Universität von Weltrang, drei nicht minder berühmter Museen, 200 Parks und Gärten - ist Jerusalem in seinem Wesen geblieben, was Jahrhunderte wechselvoller Herrschaft und Besatzung wie in Form einer geologischen Schichttorte hinterlassen haben: eine Ansammlung abgekapselter religiöser und ethnischer Gettos, die das gegenseitige In-Schach-Halten als die höchste Form der Koexistenz begreifen.

Und in diesem Nebeneinander-Gegeneinander liegt schon eine Schlüsselantwort auf die Frage, die jedem Besucher als erste auf der Zunge brennt: Wie hat Teddy Kollek es geschafft, ausgerechnet in diesem Milieu den Frieden zu erhalten - wo ein jeder seine Version der göttlichen Vorsehung im Herzen und vor sich herträgt, wo Einmütigkeit nur in der Gewißheit besteht, daß es im Hause der eigenen Erleuchtung keinen Platz für den anderen gibt.

„Wir haben ein Kräfte-Gleichgewicht hier“, sagt „Mr. Jerusalem“, der vor 74 Jahren in der Viel-Völker-Monarchie unter dem Habsburger Doppeladler geboren wurde. „Die Nichtreligiösen glauben, daß ich sie gegen eine Machtergreifung durch die Orthodoxen schütze. Diese hingegen geben wenigstens im privaten Gespräch zu, daß ich mehr für sie getan habe als meine frommen Vorgänger. Sie wissen auch, daß sie keine Chance haben, einen Strenggläubigen zum Bürgermeister zu küren, und unter den Nicht-Orthodoxen bin ich das geringere Übel. Die Araber schließlich glauben, daß ich das beste aller Übel bin.“

Er spricht's bedächtig aus - in einem wienerisch akzentuierten Englisch - und saugt um so energischer an seiner Havanna. Eine Augenoperation hat ihn an diesem Tag in die abgedunkelte Ruhe seiner Drei-Zimmer-Wohnung verbannt; sie unterscheidet sich nur durch ein paar Regale voller Altertumsfunde vom kleinbürgerlichen Mittelmaß, das den Besucher in Israel immer vage an die dreißiger Jahre in einem längst versunkenen Europa erinnert. So muß ein Gymnasiallehrer in Preßburg, Debrecen oder Breslau gelebt haben - sparsam und pflichtschuldig, zwischen

Möbeln, die schon lange alt, aber noch lange nicht antik sind.

Der Friede in der Stadt ist also eine Sache, die sich von selbst erledigt? Wie in einem Schiff, das zwar überladen ist, aber weiterstampft, weil die Lasten aufs sorgfältigste verläut, zudem noch millimetergenau gegeneinander ausgewogen sind? Der armenische Erzbischof Shahet Ajmian - er lebt in einem weitaus prächtigeren Bau außerhalb der Altstadtmauern - hält eine etwas kompliziertere und zugleich schmeichelhaftere

Quelle

Datum

Antwort parat: „Ein jeder weiß hier, daß Teddy Kollek eine Hauptrolle in der Instrumentierung des Friedens spielt.“

Und wie das? „Er ist ein Mann von levantinischer Weisheit, deren drei Regeln er perfekt beherrscht. Erstens: Schaffe dir keine Konflikte, die du nicht zu kontrollieren vermagst. Zweitens: Versuche die Folgen zu messen, bevor du deine Entscheidungen triffst. Drittens: Der Mensch ist schwach – sprich: Sein Handeln wird eher durch Interesse als Ideologie bestimmt.“

Teddy Kollek hat in der Tat ein paar Kriegsjahre in Istanbul verbracht, jenem vorgeschobenen Stützpunkt der Zionisten im Zweiten Weltkrieg, der zugleich das Ende Europas, den Beginn Asiens und damit das Herz der Levante markiert. Das Kompliment des Armeniers will er aber nicht auf sich sitzen lassen. Er, der schon oft einen Streit mit dem Argument „Läck mich am Arsch!“ abgekürzt hat, meint, daß die geschmeidige Frontbegradigung vor dem übermächtigen Feind eben nicht seine Sache sei. „Wenn es zum Kampf kommt“, fügt Kollek hinzu, „bin ich dabei.“

(Apropos Arguments-Verkürzung: Als es einst ob dieser in aller Öffentlichkeit vorgetragenen Aufforderung an einen Kontrahenten in Israel zu einem handfesten Krach kam, beendete ihn ein Wiener Leserbriefschreiber mit dem Einwurf, daß derlei in der Heimat keine Beleidigung, sondern ein „Anerbieten“ sei.)

Den Erzbischof wider-, die eigene Standfestigkeit belegen soll die Bilanz des jüngsten Streits um die Seele Jerusalems, der wie so viele andere in dieser Stadt nicht im Rahmen einer trivialen Legislaturperiode, sondern eher *sub specie aeternitatis* zu begreifen ist. Den Zorn der orthodoxen Judenheit hatte ein Schwimmbad im Stadtteil Ramot erregt, für das die Entwürfe schon ein Dutzend Jahre zuvor in den Planungsbüros des Wohnungsbauministeriums zu Papier gebracht worden waren. „Seitdem“, berichtet Kollek nach kräftigem Aufheizen seiner Zigarre, „sind etwa hundert strenggläubige Familien in die Gegend gezogen, wohl wissend, daß der Pool auf dem Programm stand.“

Nachdem die Bataillone in Bereitschaftsstellung gegangen waren, konnte der Krieg ausbrechen. Das Kriegsziel war die Unterwerfung der Planscher und Krauler unter das Gesetz der *Halacha*, den eisernen Verhaltenskodex der Orthodoxie: strenge Geschlechtertrennung, züchtige Kleidung, Schließung des Schwimbeckens am Sabbath. „Da konnte ich nicht nachgeben“, sagt Kollek, „und zwar aus drei Gründen: Erstens, weil es meine Überzeugung ist. Zweitens, weil ich sonst alle anderen Schlachten mit den Frommen verloren hätte. Und drittens stand meine Glaubwürdigkeit auf dem Spiel.“

Nachgegeben hat er doch, und damit wurde der Pool zum Paradigma kollektiver Friedenspolitik. „Gestern haben wir das Schwimmbad eröffnet...“ Wie – gegen die Kampf-Formationen der

*Halacha*? „Nun, wir sind lauter Kompromisse eingegangen. Es wird ein Familienbad sein, aber manche Stunden werden nur für Frauen, manche nur für Männer reserviert sein. Am nächsten Sabbath – es ist ein Trauertag, der an die Zerstörung des Tempels erinnert – wird das Bad geschlossen sein, nicht aber am Sabbath danach. Andererseits: Eintrittskarten werden an keinem Sabbath verkauft (wegen des Verbots von Geldgeschäften); die gibt es dafür im Vorverkauf.

Schließlich muß keiner um die Beleidigung seiner sittlichen Gefühle fürchten, denn das Ganze wird gegen die Außenwelt durch Sichtblenden abgeschirmt. So habe ich meine Glaubwürdigkeit bewahrt.“

*Quod erat demonstrandum*, würde der erzbischöfliche Philosophie-Absolvent Ajamian jetzt sagen, säße er mit am Tisch, der von Frau Tamara laufend mit selbstgemachter Limonade und Kipferln versorgt wird. In Sachen Schwimmbad hat der Bürgermeister nicht in vorderster Linie seine Glaubwürdigkeit, sondern der Stadt das Gleichgewicht bewahrt – und zwar mit einem sorgfältig austarierten Kompromiß. Die einen mögen es einen „faulen“, gar einen „levantinischen“ nennen, der Erzbischof zieht es vor, von „praktischer Weisheit“ zu reden.

### Nathans Rezept

Und davon braucht Jerusalem mehr als der israelische Staatsäckel Dollarmillionen an Auslandshilfe. Laut talmudischer Überlieferung sei das hebräische Wort *Jeruschatajim* auf „die Wurzeln legen“ (im Sinne von „Grundstein legen“) und „Frieden“ (wie *Schalom*) zurückzuführen, demnach als „Fundament des Friedens“ zu übersetzen. Historisch präziser ist wohl der Rückgriff auf den westsemitischen Gott *Schalom* oder *Schulmanu*, der in grauer Vorzeit als Schutzpatron über der Stadt thronte. Und politisch ist die Talmud-These ohnehin in das Reich der Verklärung zu verweisen – hat doch keine Stadt der Welt mehr Kriege und Eroberer erlebt als Jerusalem.

Daß der Krieg hier und heute, abgesehen von der vereinzelt Terror-Bombe, eher latent bleibt, daß er die Grenzen einer TV-gerechten Demonstration oder eines arabischen Verkaufstreiks nicht überschreitet, verdankt Jerusalem dem Mann, der an diesem Sonntag den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bekommt. Das Rezept mag Kollek von Lessings Nathan übernommen haben, der bekanntlich keinem seiner drei Söhne ein erbliches Vorrecht zugestehen wollte. Nur lassen sich in der tagtäglichen Politik die Ringe Nathans (die Symbole göttlicher Gnade, die er seinen Söhnen in Mehrfachausgabe vermachte) nicht endlos nachschmieden. „Praktische Weisheit“ – das ist die tägliche Antwort auf die klassische Frage aller Politik: „Wer bekommt was wann und wo?“

Und wie Teddy Kollek diese Frage tagtäglich beantwortet, bezeugt nicht die Parabel, sondern die wahre Geschichte von den Kaffeetischchen am Damaskus-Tor. Es handelte sich um genau vier, einem Café in arabischem Besitz zugeordnet. An ihnen hatte sich ein städtischer Inspektor gestoßen, weil sie den Passantenverkehr in der engen Gasse behinderten. Also tat er das, was seine Amtsbrüder überall in der Welt tun: Er berief sich auf die Bestimmungen und verbannte das Freiluft-Mobiliar nach innen. Anderswo wäre dem der Papierkrieg gefolgt, in Je-

rusalem vielleicht schlimmeres – lassen sich doch schon vier verbotene Tische als trefflicher Beweis israelischer Besatzer-Willkür ins Feld führen. Nicht aber im Jerusalem des Teddy Kollek, der erstens selbst ins Café geht, zweitens einen verärgerten Besitzer nicht auf den Behördenweg verweist und drittens ein feines politisches Gespür für Lunten hat, die gerade erst zu

Quelle

Datum

glimmen beginnen. „Ich sah mir das Café an, gab dem Inspektor bei zwei Tischen recht, bei den beiden anderen dem Besitzer, und jetzt steht die Hälfte der Tische wieder vor der Tür.“

Offiziell existiert Teddy Kollek für die arabischen Bürger seiner Stadt natürlich nicht. „Ost-Jerusalem ist besetztes Gebiet“, sagt Hanna Seniora, Chefredakteur der *Al Fajr*, von der ein jeder weiß, daß sie in Jerusalem und auf der Westbank für die PLO spricht. „Deshalb können wir Kollek nicht anerkennen, mit ihm auch nicht kooperieren.“ In der Tat gibt es keinen Araber im Stadtrat. Zwar beteiligt sich kaum ein Araber in Jerusalem an den israelischen Parlamentswahlen, aber immerhin geht ein Drittel des arabischen Stimmvolkes an die kommunalen Wahlurnen – gewiß mit einem einzigen Ziel: die Wiederwahl Teddy Kolleks zu sichern.

Und der sieht den Jahrhundertkonflikt zwischen Juden und Arabern durch eine weniger strenge Optik als der journalistische Wegbegleiter der PLO. „Wenn die Leute zu mir kommen, um sich etwa über das Abwassersystem zu beklagen, dann ist das eine Form der Anerkennung für die Stadt. Auch ein PLO-Mann muß auf die Toilette. Ich schwinge keine Reden in Ost-Jerusalem; ich kümmere mich um die unmittelbaren Lebensbelange seiner Bürger.“ Wenn's not tut auch mit Gewalt gegen die Zeloten auf der eigenen Seite. Als eine kämpferische *Jeschiva* – eine jüdische Religionsschule – im täglichen Positionskampf um den geographischen Vorteil mit ihrem Anbau widerrechtlich in moslemisches Wohngebiet vorstieß, stellte Kollek den Status quo ante auf seine Weise wieder her: mit 100 Polizisten und einem Bulldozer.

„Teddy ist keine ‚Tauben‘, sondern ein Realpolitiker“, sagt Yehoshafat Harkabi, einst ein enger Mitarbeiter und heute Professor der internationalen Beziehungen an der Hebräischen Universität. Realpolitik in Jerusalem – das ist mehr als nur die sorgsame Pflege des Gleichgewichts der Kräfte und der territorialen Besitzstände. Es ist vor allem der Dauereinsatz im Kampf um das seelische Gleichgewicht zwischen Eroberern und Beherrschten, zwischen den Heimgekehrten, die Jerusalem nie wieder von Beton und Stacheldraht zerschnitten sehen wollen, und den Neuxilanten, die sich seit 1967 hinter einer unsichtbaren Mauer von Resignation und Ressentiment verschanzt haben. Die einen haben die Macht,

den anderen bleibt der Stolz, gepaart mit Hoffnung, was der Ohnmacht den Stachel nimmt. Vielleicht ist es diese Erkenntnis, die das Geheimnis Kollekscher Friedenspraxis ausmacht. „Er nimmt den Arabern nicht die Ehre“, sagt Harkabi. „Er respektiert ihre Empfindsamkeit und vergeht sich nicht gegen ihren Stolz.“

Andere Ex-Kollegen sehen Kolleks Rolle in einem härteren Licht. Meron Benvenisti zum Beispiel, der dem Bürgermeister von 1974 bis 1978 als Stellvertreter zur Seite stand, sich dann mit ihm überwarf und heute zu den schärfsten Kritikern der israelischen Westufer-Politik zählt. Für ihn präsidiert Kollek über ein Apartheid-System mit „unlösbaren, bössartigen Konflikten“. Kollek

sei das „Zuckerbrot“, Leute vom Schlage Scharon und Schamir seien die „Peitsche“. In der Rolle „Nathans des Weisen“ (Benvenistis Ausdruck) helfe Kollek der Mehrheit, ihre Herrschaft über die Minderheit und zugleich eine „prächtige Legitimations-Fassade“ aufrechtzuerhalten.

Für den ehemaligen Zweiten Bürgermeister ist Kollek die zivilisierte ~~Kehrseite~~ Kehrseite des Imperialismus, für Rabbi Moshe Hirsch, den Sprecher der ultra-orthodoxen *Neturei Karta* („Wächter der Stadt“), ist der Mann gar eine Fiktion. „Herr Kollek und seine Beamten existieren in unseren Augen nicht. Sie sind eine Bande von Dieben, die in der Heiligen Stadt die Macht ergriffen haben. Kollek ist ein Sünder, den das Land ausspucken wird.“ Die kräftige Sprache beruht auf einer simplen Prämisse. „Gott hat die Juden ins Exil vertrieben, weil sie gesündigt hatten. Ihnen ist es verboten, das Land mit Gewalt zurückzugewinnen. Erst wenn Gott es so will, dürfen sie hier wieder einen Staat errichten.“

Ergo ist der jüdische Staat *treif* (das Gegenteil von *koscher*), ergo ist Teddy Kollek als sein Repräsentant eine lebende Auflehnung wider den göttlichen Willen. Derlei Logik – das jüdisch-religiöse Pendant zur Charta der PLO, die den Staat Israel ebenfalls als zerstörungswürdiges Unrecht darstellt – hindert Rabbi Hirsch und dessen „Stadtwächter“ freilich nicht daran, die handfesten Dienste des nicht-existenten „Herrn Kollek“ in Anspruch zu nehmen – wie etwa die Wagen der städtischen Müllabfuhr – oder gar fernsehgerichtete Demonstrationen gegen das „Phänomen“ zu organisieren, wenn der Bau eines Schwimmbades oder eines Sportstadions die Heiligkeit der „Zitadelle Gottes“ bedroht.

Es ist nicht die Toleranz Lessingscher Aufklärungsethik, die den prekären Frieden erhält, sondern der gegenseitige Widerwillen der Völker, Gruppen und Sekten – und dazu „eine gute Nase, welche die Temperatur der Straße schon von weitem aufnimmt“. Die Nase gehört Teddy Kollek, das Zitat stammt von einem Jerusalemer Journalisten, der auf beiden Seiten der unsichtbaren Frontlinie zwischen Arabern und Juden zu Hause ist. Heilig in dieser Stadt ist hauptsächlich der Status quo, und er beruht auf einem Gleichgewicht der Eifersucht, das einem jeden wenigstens den Trost verschafft, daß der andere seine umstürzlerischen Ziele auch nicht erreicht hat.

Der Garant des Gleichgewichts ist Teddy Kollek. Was aber wird sein, wenn der 74jährige nicht mehr die Kaffeehaustische verrückt und seine Bulldozer gegen die Störer des Status quo mobilisiert? Nach eigenem Bekunden möchte Teddy Kollek noch bei den Feierlichkeiten zur Jahrtausendwende präsidieren, weil einem jüngeren Mann schließlich die Erfahrung für ein derart historisches Unterfangen fehle. ///